

PSYCHE

ZEITSCHRIFT.. FÜR PSYCHOANALYSE UND IHRE ANWENDUNGEN
HERAUSGEGEBEN VON WERNER BOHLEBER

MIT BEITRÄGEN VON

GYÖRGY GERGELY,
PETER FONAGY UND MARY TARGET,
KAI VON KLITZING, MARTIN DORNES,
DIETMUT NIEDECKEN,
ANNA BUCHHEIM UND HORST KÄCHELE,
DANIEL N. STERN, EDWARD Z. TRONICK ET AL.,
GERTRAUD SCHLESINGER-KIPP,
HARTMUT RADEBOLD

5. 833-862

9/10

f 6. JAHRGANG
SEPTEMBER/OKTOBER 2002
KLETT-COTTA

Entwicklungsforschung,
Bindungstheorie, Lebenszyklus

PETER FONAGY UND MARY TARGET, LONDON

Neubewertung der Entwicklung der Affektregulation vor dem Hintergrund von Winnicotts Konzept des »falschen Selbst«*

Übersicht: Anhand einer Theorie sozialen Biofeedbacks konzeptualisieren die Autoren die zentrale Rolle der Affekte und der Affektregulation für die Entwicklung des Selbst. Frühe Bindungserfahrungen und spezifische Spiegelungsprozesse fördern die Affektregulation, die Mentalisierung sowie die Selbstentwicklung, die Fremdwahrnehmung und die interaktionellen Kompetenzen. An empirischen Befunden belegen sie, wie kongruentes bzw. inkongruentes Spiegeln in frühen Entwicklungsphasen zum Gelingen oder auch zu Deliziten der Konstitution des Selbst beitragen. Die Genese dessen, was Winnicott mit dem Konzept vom »falschen Selbst« herausarbeitete, wird anschaulich entwickelt.

Einleitung

Dieser Beitrag führt ein in die zentralen Theorien über die Rolle der Affekte in der Entwicklung des Selbst. Zunächst werden wir die Konzeptualisierung von Emotion im Rahmen der Entwicklung von Intentionalität und Mentalisierung diskutieren. Danach geben wir einen Abriss der Entwicklung von Emotionen während des ersten Lebensjahres und erläutern unsere Sicht der Fähigkeit des Kleinkinds, Kontingenzen¹ zwischen seinen Handlungen und deren Auswirkungen auf die Umwelt wahrzunehmen. Anschließend stellen wir die soziale Biofeedback-Theorie der emotionalen Entwicklung dar. Aus unserer Sicht ist sie der Schlüssel zum Verständnis der Zusammenhänge zwischen frühen Beziehungserfahrungen, den ersten Ansätzen von Selbstregulation und späterer Vulnerabilität durch psychosozialen Streß. Des weiteren gehen wir auf verschiedene pathologische Interaktionsmuster zwischen Kleinkind und Betreuungs-

Überarbeitete Fassung eines Hauptvortrags auf der Tagung der Australian Association for Infant Mental Health in Perth im August 2001.

Der Beitrag beruht auf dem Text von Kapitel 4 der Monographie *Affect Regulation, Mentalization and the Development of the Self* (G. Gergely, E. Jurist, P. Fonagy u. M. Target, Other Press, im Druck) und stützt sich weitgehend auf bereits publizierte Arbeiten, die aus der Zusammenarbeit zwischen György Gergely und John Watson (1996, 1999) hervorgingen. Den Originalarbeiten dieser beiden großen **Entwicklungspsychologen** entstammen die meisten der hier vorgetragenen Gedanken, und die Autoren erlebten die Zusammenarbeit mit diesen kreativen und weisen Kollegen als sehr inspirierend.

¹ Anders als im herkömmlichen (philosophischen) Verständnis von »Kontingenz« als Zufall und Gegensatz zur Notwendigkeit wird »Kontingenz« von den Autoren im Sinne von »gesetzmäßiger Zusammenhang«, »Bedingtheit«, aber auch »Ähnlichkeit« verwendet. [A.d.R.]

person ein, die langfristig zu psychischen Störungen und zur Vulnerabilität des Selbst als handelndem Subjekt führen können. Die von uns gewählte »neue« Perspektive beziehen wir auf ein altes psychoanalytisches Konzept, nämlich auf Winnicotts Konzept vom »falschen Selbst«.

Mentalisierung

Während der vergangenen Dekade konzentrierten sich Philosophen (Dennett 1987; Fodor 1987, 1992) und kognitive Entwicklungspsychologen (Astington, Harris u. Olson 1988; Baron-Cohen, Tager-Flusberg u. Cohen 1993; Hirschfeld u. Gelman 1994; Perner 1991; Wellman 1990; Whiten 1991) auf die Untersuchung der Beschaffenheit und Ursprünge der menschlichen Fähigkeit, eigene mentale Verfassungen in ursächlichen Zusammenhang mit der mentalen Verfassung anderer Personen zu bringen. Nach Dennett (1987) ist die Fähigkeit zur Anwendung einer interpretierenden mentalisierenden Strategie, die er »Intentionshaltung« nennt, eine außerordentlich erfolgreiche evolutionäre Anpassungsleistung, die es erlaubt, das Verhalten anderer vorherzusagen. Wenn das Kind im Rahmen seiner Entwicklung die Fähigkeit zur Mentalisierung entfaltet, kann es nicht nur auf das Verhalten anderer Personen reagieren, sondern auch auf sein eigenes *Bild* anderer, d. h. auf deren Gefühle, Wissen, scheinbare und wirkliche Absichten usw. (Baron-Cohen, Tager-Flusberg u. Cohen 2000; Morton u. Frith 1995). Indem das Kind anderen Personen mentale Verfassungen zuschreibt, *gibt es* deren Verhalten *Bedeutung* und macht es vorhersagbar.

Ab welchem Alter zeigen Kinder eine Intentionshaltung und schließen auf die mentale Verfassung anderer Personen? Komplexe intentionale Verfassungen, wie z. B. falsche Überzeugungen, können Kinder im allgemeinen erst im Alter von drei oder vier Jahren bei anderen Personen identifizieren (Perner 1991; Wellman 1990; Wimmer u. Perner 1983). Allerdings sind viele Autoren (z. B. Bretherton 1991a; Stern 1985; Tomasello 1999) der Überzeugung, daß bestimmte Fähigkeiten, die sich beim Kleinkind während des letzten Viertels des ersten Lebensjahres entwickeln, wie z. B. die Fähigkeit, auf etwas zu zeigen, die Blickrichtung gezielt zu ändern (Bates 1979; Bretherton u. Bates 1979; Murphy u. Messer 1977) und soziale Bezüge herzustellen (Campos u. Stenberg 1981; Klinnert, Campos, Sorce, Emde u. Svejda 1983), eine immerhin rudimentäre Fähigkeit seitens des Kindes voraussetzen, anderen zumindest bestimmte mentale Verfassungen, wie z. B. Aufmerksamkeit oder Emotionen, zuzuschreiben. In mehreren Untersuchungen von Gewöhnungseffekten haben Gergely und Csibra

und ihre Kollegen (Csibra, Gergely, Brockbank, Biro u. Koös 1999; Gergely et al. 1995) den Nachweis geführt, daß neun bis zwölf Monate alte Kinder tatsächlich das Verhalten eines anderen als zielorientiert und vernünftig interpretieren und auf dieser Grundlage seine weiteren zielgerichteten Handlungen situationsbezogen voraussagen können. Sechs Monate alte Kinder dagegen ließen durch nichts erkennen, daß sie ein solches intentionales Verhalten verstehen würden. Diese Ergebnisse stimmen mit der allgemeinen Annahme überein, daß Kinder frühestens gegen Ende ihres ersten Lebensjahres eine »Intentionshaltung« einnehmen können (Tomasello 1995, 1999).

Repräsentationen und Metarepräsentationen

Um diesen Entwicklungsprozeß richtig zu bewerten, muß zwischen zwei Ebenen mentaler Funktionen unterschieden werden. Der Geist [»mind«] besteht insgesamt aus Repräsentationen, aber Repräsentationen werden ihrerseits im Geist repräsentiert. Kognitionswissenschaftler unterscheiden entsprechend zwischen Kognition und Metakognition. Unter Entwicklungsgesichtspunkten kann man die *primären Emotionen* des Kindes als noch unverbunden, als Reaktionen auf Reize und als dynamische Verhaltensautomatismen auffassen, über die das Kind anfangs noch keine Kontrolle hat. Die Affektregulation erfolgt im wesentlichen durch die Bezugsperson, die die automatischen Emotionsäußerungen des Kindes wahrnimmt und darauf mit angemessenen affektmodulierenden Interventionen reagiert. Emotionale Selbstkontrolle wird erst möglich, *wenn sich sekundäre Regulations- oder Kontrollstrukturen über Repräsentationen entwickelt haben*, die erstens die elementaren und dynamischen affektiven Verfassungsänderungen des Organismus registrieren und auswerten und zweitens emotionale Reaktionen unterdrücken oder modifizieren können, wenn die antizipierte automatische Reaktion höherrangige kognitive Absichten zu gefährden droht.

Mit der Entwicklung sekundärer Repräsentationen primärer affektiver Verfassungen verfeinern sich die Repräsentationen im Rahmen fortlaufender Lernprozesse, bei denen Varianten von Emotionsausdruck mit bestimmten Situationen und bestimmten Verhaltensreaktionen verknüpft werden. Jetzt werden auch die Inhalte und das Variationsspektrum von Emotionen, die in den sekundären Repräsentationsstrukturen enkodiert werden, kognitiv zugänglich. Sie dienen nunmehr als Grundlage für die Vorhersage von Handlungen, indem die emotionale Verfassung entweder dem Selbst oder anderen zugeschrieben wird. Im Folgenden werden wir

842 Peter Fonagy und Mary Target

die verschiedenen Funktionen darstellen, die aus der Spiegelung der Affekte durch die Eltern entstehen. Nach unserer Auffassung spielt diese Spiegelung auch bei der Entstehung sekundärer Emotionsrepräsentationen am Ende des ersten Lebensjahrs eine wichtige ursächliche Rolle, wofür wir später noch zu sprechen kommen.

Im ersten Lebensjahr hat das Kind nur eine ganz primäre Wahrnehmung von bestimmten inneren emotionalen Verfassungen. Diese Wahrnehmung ist noch ohne kausale Verknüpfungen oder Reflexion und kann noch nicht funktionalisiert werden. Erst im Interaktionsprozeß zwischen Kind und Mutter gewinnen die inneren Erfahrungen an Bedeutung. Allmählich wächst ihnen eine Signalfunktion zu sowie die Funktion, Verhalten zu modulieren oder zu hemmen. Es sind demnach Bindungsprozesse, die dafür verantwortlich sind, daß die primäre Wahrnehmung innerer Verfassungen in eine funktionale Wahrnehmung übergeht. So kann z. B. das Gefühl von Ärger im Rahmen der funktionalen Wahrnehmung dazu dienen, den Ausdruck des anderen zu simulieren und so auf dessen entsprechende mentale Verfassung zu schließen. Dies geschieht nicht auf dem Weg der Reflexion, sondern auf dem Weg des Handelns: Das Kind »weiß«, daß bestimmtes Verhalten zu einem bestimmten Ergebnis führt. Es braucht bzw. kann aber noch nicht den weitergehenden Schluß ziehen, daß dieses Ergebnis das Resultat der inneren Verfassung ist, die es in seinem Gegenüber ausgelöst hat. Die funktionale Wahrnehmung der inneren Verfassung ist hier das Signal für direktes Handeln. Die nächste Stufe der Wahrnehmung ist die reflektierende Wahrnehmung. Das Kind kann jetzt eine innere Verfassung wahrnehmen und kausale Beziehungen herstellen, bevor bzw. ohne daß es handelt. Während funktionale Wahrnehmung unmittelbar mit Handeln verknüpft ist, ist reflektive Wahrnehmung davon unabhängig. Sie kann sich von der physikalischen Realität abheben. Die letzte Ebene ist autobiographisch. Jetzt hat das Kind die Fähigkeit erworben, Erfahrungen, die mit bestimmten psychischen Verfassungen einhergingen, in eine Abfolge zu bringen, die seine individuelle Geschichte repräsentiert. In diesem Aufsatz werden wir nicht den Versuch unternehmen, den gesamten Entwicklungsprozeß darzustellen, sondern uns vielmehr auf den Prozeß der Mentalisierung von Affekten während des ersten Lebensjahres konzentrieren.

Mentalisierung und Affekt

Bei der Untersuchung der Ursprünge der Fähigkeit eines Kindes, emotionale Verfassungen zu verstehen und anderen zuzuschreiben, spielt der

Vorgang der Mentalisierung eine große Rolle. Tatsächlich haben Emotionen ähnliche repräsentationale Eigenschaften wie intentionale mentale Verfassungen. Die »Intentionalität« mentaler Verfassungen, wie z.B. Überzeugungen und Begierden, bezieht sich auf das, was Brentano ursprünglich als deren »intentionalen Gegenstand« bzw. als ihre »intentionale Beziehung« beschrieb (Brentano 1874; Dennett u. Haugeland 1987): So sagt eine Überzeugung etwas über den tatsächlichen oder möglichen Stand der Dinge, während sich ein Wunsch und eine Begierde auf eine Veränderung dieses Stands der Dinge in der Zukunft bezieht. In diesem Sinne sind Emotionen also auch mentale Einstellungen, in denen es konkret um bestimmte Verhältnisse geht (so z. B., wenn sich Peter darüber ärgert, daß er seinen Notizblock verloren hat)? Wird eine solche Information einer bestimmten Person zugeschrieben, trägt dies zweifellos dazu bei, deren Verhalten zu erklären oder vorherzusagen.

Schreiben wir jemandem eine Emotion zu, attribuieren wir gleichzeitig ein Spektrum zusätzlicher Informationen, das sich mehr auf die Einstellung selbst als auf die Situation oder den Gegenstand, die die Einstellung zum Vorschein hat kommen lassen, bezieht. Wenn Peter wegen des Verlusts seines Notizblocks Ärger zugeschrieben wird, kann man daraus Vorhersagen über Verhalten ableiten, auch wenn dieses Verhalten tatsächlich nur zufällig mit dem aktuellen Grund des Ärgers im Zusammenhang steht (z. B. die Vorhersage, daß Peter aller Wahrscheinlichkeit nach ungeduldig wird, wenn seine Tochter ihn bittet, ihr vorzulesen). Wenn wir jemandem eine emotionale Verfassung zuschreiben, müssen wir zumindest verschiedene situative Konstellationen im Geiste vor Augen haben, sonst könnten wir daraus überhaupt keinerlei Schlußfolgerungen über das zukünftige Verhalten dieser Person ziehen.³

Aus der Perspektive einer Theorie des Mentalen [»theory of mind«] erge-

² Daß Emotionen zur Klasse intentionaler mentaler Verfassungen zählen, ergibt sich auch aus der Tatsache, daß Emotionswörter ähnlich wie andere »intentionale Redewendungen« propositionelle Haltungen zum Ausdruck bringen und daß ihnen die semantische Eigenschaft »referentieller Unschärfe« (Dennett u. Haugeland 1987; Quine 1960) eigen ist. Das heißt, daß bestimmte logische Operationen, wie z. B. die Ersetzbarkeit von Begriffen mit identischen Bezügen, dann nicht mehr funktionieren, wenn intentionale Bezüge zum Ausdruck gebracht werden. Beispiel: x glaubt, daß p' oder y' wünscht, daß q'. Während die Feststellung »Ödipus ärgerte sich über die Bemerkungen von Laius« wahr ist, folgt daraus noch nicht, daß auch die Feststellung »Ödipus ärgerte sich über die Bemerkungen seines Vaters« wahr ist, obwohl »Laius« und »Ödipus' Vater« denselben Menschen beschreiben.

³ Außer des auf die Grundstimmung verweisenden Inhalts bedienen wir uns häufig zusätzlich anderer Erkenntnisquellen, wenn wir über Emotionen nachdenken. Zum Beispiel beziehen wir das Wissen über typische Ursachen von Emotionen mit ein oder auch das Wissen darüber, welche Konsequenzen **emotionales Handeln typischerweise hat** (Watson 1995).

ben sich deshalb in bezug auf die Psychologie der emotionalen Entwicklung die folgenden entscheidenden Fragen: (1) Wie erfassen Kleinkinder das Informationsspektrum einzelner Emotionen? (2) Wie identifizieren sie, worum es in einer emotionalen Verfassung geht? (3) Wann beginnen sie, entsprechende Informationen anderen zuzuschreiben und damit Verhalten zu reflektieren, und (4) wie lernen sie, unter welchen Bedingungen es berechtigt ist, anderen oder sich selbst Emotionen zuzuschreiben?

Emotionen als spezifische mentale Verfassungen

Emotionen unterscheiden sich in bemerkenswerter Weise von anderen intentionalen mentalen Verfassungen, wie z. B. Überzeugungen und Wünschen. In Übereinstimmung mit anderen Autoren halten wir Emotionen für den Kristallisationspunkt, von dem aus sich die reflektive Fähigkeit des Menschen entwickelt. Möglicherweise ist es leichter, Emotionen anderer Personen zu erkennen als die eigenen. Wahrscheinlich gibt es eine bestimmte Zahl von angeborenen und universellen Basisemotionen (Ekman 1992; Ekman, Friesen u. Ellsworth 1972; Izard 1977, 1978). Gewöhnlich werden Emotionen von bestimmter Mimik begleitet, die bei den Basisemotionen ebenfalls möglicherweise universell ist (Ekman 1992; Ekman et al. 1972; Izard 1977). Emotionen gehen, so scheint es, mit spezifischer und von Emotion zu Emotion unterschiedlicher physiologischer Erregung einher (zumindest gilt dies für die Basisemotionen, vgl. Ekman, Levenson u. Friesen 1983) sowie mit einem charakteristischen subjektiven Empfinden, das, so könnte man behaupten, eine korrekte Selbstattribution relativ leicht macht.

Auf der Grundlage dieser Überlegungen liegt die Frage nahe, ob Emotionen zu den frühesten mentalen Verfassungen zählen oder gar die frühesten mentalen Verfassungen überhaupt sind, die Kleinkinder dem Mentalen zuschreiben (vgl. Meltzoff u. Gopnik 1993). Gestützt auf Ekman et al. (1983) Untersuchungsergebnisse an Erwachsenen, behaupten Meltzoff und Gopnik, daß der Mensch in seiner Anlage festgelegte Verbindungen zwischen mimischem Emotionsausdruck und der entsprechenden physiologischen Verfassung hat, die schon von Geburt an aktiv sind. Sie greifen damit eine Grundannahme der differentiellen Emotionstheorie auf (Izard 1977; Izard u. Malatesta 1987; Malatesta u. Izard 1984), wonach »beim Kleinkind eine angeborene Übereinstimmung zwischen Ausdruck und Gefühl besteht« (Malatesta, Culver, Tesman u. Shepard 1989, S. 6). Es gibt jedoch keinen direkten Nachweis für die Annahme, daß während der Kleinkindzeit ein bestimmter Gefühlsausdruck automatisch den entsprechenden be-

wußten Gefühlszustand aktiviert. Im Gegenteil, mehrere Forscher widersprechen dieser Möglichkeit ausdrücklich, und sie führen ins Feld, daß affektive Zustände in den ersten Lebensmonaten wahrscheinlich undifferenziert sind und daß differenzierte bewußte Gefühlszustände erst als Resultat der kognitiven Entwicklung auftreten (z. B. Sroufe 1979).

Selbst wenn wir Meltzoffs und Gopniks Modell folgen, das Anlage und Angeborenes voraussetzt, bleibt die Frage offen, wie die durch Imitation generierten affektiven Verfassungen zu verstehen sind. Aus der Perspektive einer Theorie des Mentalen ist diese Frage im Hinblick auf die emotionale Entwicklung zentral. Wenn das Baby tatsächlich phänomenologisch betrachtet eine neue Qualität erleben sollte, muß immer noch geklärt werden, ob es auch des breiten Informationsspektrums gewahr wird, das zu einer bestimmten Emotion gehört, ganz zu schweigen von deren Intentionalität. In der Fachliteratur gibt es einen lebhaften Streit darüber, inwiefern die klassische Cartesianische Position trägt, wonach die mentalen Verfassungen des Selbst unmittelbar (und untrüglich) durch Introspektion zu erfassen sind, wohingegen die mentalen Verfassungen des Anderen nur indirekt erschlossen werden können.

Die emotionale Entwicklung während des ersten Lebensjahres

Es ist noch nicht lange her, daß man allgemein annahm, Neugeborene seien im Grunde genommen passive, undifferenzierte und unstrukturierte Organismen, abgesichert durch eine Reizschranke (z. B. Mahler, Pine u. Bergman 1975). Inzwischen hat sich die Auffassung durchgesetzt, daß sie von Anfang an mit bemerkenswert vielfältigen Wahrnehmungs-, Lern- und repräsentationellen Fähigkeiten ausgestattet und auf die Struktur der sie umgebenden physischen und sozialen Welt vorbereitet sind (Bower 1982; Emde 1988; Gergely 1992; Meltzoff 1990; Stern 1985).

Affektausdruck

Der beschriebene Perspektivenwandel hat sich auch auf die jüngste Forschung über die frühe emotionale Entwicklung ausgewirkt (Ekman 1992; Ekman u. Oster 1979; Izard 1977, Izard u. Malatesta 1987; Malatesta et al. 1989; Tronick u. Cohn 1989). Man geht davon aus, daß schon das Neugeborene eine beträchtliche biosoziale Bereitschaft dafür mitbringt, Emotionen zum Ausdruck zu bringen und emotional zu kommunizieren. Anknüpfend an die schon früh von Darwin (1872) formulierte Einsicht bestä-

tigte die jüngste transkulturelle Forschung über mimischen Emotionsausdruck (Ekman 1992; Ekman et al. 1972; Izard 1977, 1978), daß bestimmte angeborene Basisemotionen (zu denen zumindest Freude, Ärger, Angst, Trauer, Ekel und Überraschung zählen) in allen Kulturen durch dieselben Gesichtsmuskelkontraktionsmuster ausgedrückt und auch universell erkannt werden.

Aus Sicht der gegenwärtigen biosozialen Betrachtungsweise der emotionalen Entwicklung bilden Mutter und Kind unmittelbar von Geburt an ein affektives Kommunikationssystem (Beebe, Jaffe u. Lachmann 1992; Bowlby 1969; Brazelton, Koslowski u. Main 1974; Hobson 1993; Sander 1970; Stern 1977, 1985; Trevarthen 1979; Tronick u. Cohn 1989). Der Mutter kommt dabei im Hinblick auf die Modulation der affektiven Verfassungen des Neugeborenen und im Hinblick auf die Regulation seiner affektiven Verfassungsänderungen eine entscheidende interaktive Rolle zu (Field 1994; Malatesta u. Izard 1984, 1989; Tronick, Ricks u. Cohn 1982).

Mimische Spiegelung des Affekts

Im allgemeinen gelingt es Müttern gut, den Gefühlsausdruck ihrer Neugeborenen zu erkennen, und feinfühligere Mütter stimmen ihre eigenen affektiven Antworten gewöhnlich darauf ein, um so die emotionalen Verfassungen ihrer Kinder zu modulieren (Malatesta et al. 1989; Tronick u. Cohn 1989). Spiegelung des affektiven Verhaltens durch Mimik und Stimme ist wahrscheinlich zentral für die affektregulierenden Interaktionen der Eltern während des ersten Lebensjahres (z. B. Beebe u. Lachmann 1988; Papousek u. Papousek 1987, 1989; Stern 1985; Trevarthen 1979; Tronick et al. 1982). In Untersuchungen mit dem »still-face-Verfahren«⁴ (Tronick, Als, Adamson, Wise u. Brazelton 1978) bzw. mit verzögerten Feedback-Techniken (Bigelow u. DeCoste, eingereichtes Manuskript; Murray u. Trevarthen 1985, vgl. auch Nadel, Carchon, Kervella, Marcelli u. Reserbat-Plantey 1999) fand sich, daß Kleinkinder sensibel auf die Kontingenzstruktur von »face-to-face«-Interaktionen reagieren und spätestens ab dem Alter von drei Monaten aktiv ein Kommunikationsmuster wiederherzustellen versuchen, wenn es abrupt unterbrochen worden war.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Kleinkinder im ersten Lebensjahr erstens eine angeborene Tendenz haben, ihre emotionalen Verfassungen automatisch zum Ausdruck zu bringen, zweitens sensibel auf die Kontin-

genzstruktur affektiver »face-to-face«-Kommunikation reagieren, drittens mimische Muster emotionalen Ausdrucks genau unterscheiden können und viertens zur emotionalen Selbstregulation weitgehend abhängig sind von den affektregulierenden Interaktionen mit ihren Eltern. Fünftens werden ihre affektiven Verfassungen und die daraus hervorgehenden selbstregulierenden Reaktionen qualitativ nachhaltig beeinflusst von den Eigentümlichkeiten des affektiv-kommunikativen Verhaltens ihrer Eltern.

Schon vor langem identifizierten mehrere Objektbeziehungstheorien die Fähigkeit von Müttern, die affektiven Verfassungen des Kleinkinds angemessen zu spiegeln, nachzuahmen bzw ihnen zu entsprechen, als zentralen Mechanismus, der die frühe Entwicklung des Selbst in bedeutsamer Weise beeinflusst (Bion 1962 a, b; Kernberg 1984; Kohut 1971, 1977; Mahler u. McDevitt 1982; Mahler et al. 1975; Stern 1985; Winnicott 1967). Die genauen Wirkmechanismen dieser Vorgänge sind bis heute jedoch noch nicht herausgearbeitet. Es gibt bisher noch keine spezifischen Modelle der psychologischen Prozesse, die erklären könnten, wie die Affektspiegelung zu den verschiedenen Entwicklungsfunktionen beiträgt, die ihr zugeschrieben wurden.

Frühe Belege für Emotionsregulation

Gegen Ende des ersten Lebensjahres können Kinder schon mehr als einfach nur in einer emotionalen Verfassung »sein« oder auf den Gefühlsausdruck anderer reagieren. Sie können anderen Emotionen zuschreiben und diese Information nutzen, um über deren Verhalten »nachzudenken«. Das Verhalten des vermeidenden Kleinkindes in der Fremden Situation spricht dafür, daß das Kind bereits die Fähigkeit besitzt, sein affektives Ausdrucksverhalten gezielt zu minimieren (Ainsworth, Blehar, Waters u. Wall 1978). Der von einem Kind in diesem Alter in ambivalenten Situationen der Mutter zugeworfene Blick, mit dem es sich der sozialen Bezogenheit versichert, demonstriert, wie das Kleinkind affektive Hinweise zur Verhaltensorganisation nutzt (z. B. Campos u. Stenberg 1981; Minnen, Campos, Sorce, Emde u. Svejda 1983). Spelke, Phillips u. Woodward (1995) zeigten, daß zwölf Monate alte Kinder auf der Grundlage von Blickrichtung und mimischem Emotionsausdruck das unmittelbar folgende Verhalten eines anderen vorhersagen konnten, während dies acht Monate alten Kindern noch nicht gelang. Das heißt, daß einjährige Kinder sowohl unterschiedliche Emotionsausdrücke anderer unterscheiden können als auch auf der Grundlage des zur gezeigten Emotion gehörenden Informationsspektrums weitere Schlüsse ziehen können.

⁴ Dabei hält die Pflegeperson ihre Mimik für eine bestimmte Zeitspanne an, läßt sie sozusagen einfrieren [A. d. Ü.].

Soziale Bezüge herstellen zu können, ist eine weitere neuerworbene Form intentionaler Kommunikation und schließt die absichtliche Manipulation der Aufmerksamkeit des anderen ein (Bates, Benigni, Bretherton, Camaioni u. Volterra 1979; Bretherton u. Bates 1979; Carpenter, Nagell u. Tomasello 1998; Moore u. Corkum 1994; Murphy u. Messer 1977; Tomasello 1995, 1999). Kleinkinder tun dies z. B. durch Zeigen oder indem sie dem Blick folgen oder durch protodeklarative Gesten, wie z. B. auf ein Objekt zeigen. Das spricht dafür, daß Kinder in diesem Alter das Informationsspektrum zumindest einiger grundlegender emotionaler Verfassungen in einer kognitiv zugänglichen Form repräsentieren können. Nach unserer Auffassung unterscheidet sich diese Repräsentationsebene von Emotionen qualitativ von der primären Ebene angeborener Automatismen von Basisemotionen. Die entscheidende Frage ist, wie dieser Qualitätssprung erreicht wurde.

Das Kontingenzentdeckungsmodul: Wie Kinder Kontingenz analysieren und maximieren

Es gibt zahlreiche Untersuchungen, in denen gezeigt wurde, daß Kleinkinder auf die Kontingenzbeziehungen zwischen ihren physischen Reaktionen und anschließenden Reizen hochsensibel reagieren (z. B. Bahrck u. Watson 1985; Field 1979; Lewis, Alessandri u. Sullivan 1990; Lewis u. Brooks-Gunn 1979; Papousek u. Papousek 1974; Rochat u. Morgan 1995; Watson 1972, 1994). So wies Watson (1972) z. B. nach, daß zwei Monate alte Kinder ihre Strampelfrequenz erhöhen, wenn dadurch ein kontingentes Ereignis ausgelöst wird (z. B. ein Mobile in Bewegung gesetzt wird). Die Strampelfrequenz bleibt aber gleich, wenn sie damit zwar etwas Ähnliches, aber nicht Kontingentes bewirken. Wahrscheinlich ist die Entdeckung, ursächlich etwas zu bewirken, in positiver Weise erregend. Wenn die Kinder das kontingente Mobile sahen, begannen sie zu lächeln und Laute von sich zu geben. Wenn das kontingente Objekt entfernt wurde, zeigte ihr Gesichtsausdruck Frustration und Kummer (Lewis et al. 1990). Wie gelingt es so kleinen Kindern, den Stimulus-Reaktionszusammenhang so effizient zu erkennen? Gestützt auf Watsons (1979, 1985, 1994) umfangreiche Untersuchungen, postulierten Gergely und Watson (1999) vor kurzem ein angeborenes Kontingenzentdeckungsmodul, mit dem die Wahrscheinlichkeit kontingenter Beziehungen zwischen Reaktionen und Reizen untersucht wird.

Eine der primären Funktionen dieses Kontingenzentdeckungsmechanismus ist, so Watson (1994, 1995), *sich selbst zu entdecken*. Mit der eigenen

Motorik werden Reize produziert, die zwangsläufig in einem perfekt kontingenten Zusammenhang mit Reaktionen stehen (z. B. bei der Beobachtung der eigenen Handbewegungen), wohingegen von außen herrührende Reize in der Regel einen geringeren Grad an Reaktionskontingenz erkennen lassen. Bahrck und Watson (1985; vgl. auch Rochat u. Morgan 1995; Schmuckler 1996) zeigten, daß Kleinkinder schon im Alter von drei Monaten in der Lage sind, die wahrgenommene perfekte Kontingenz zwischen ihren körperlichen Aktionen und dem daraus erwachsenden Feedback für die Selbstentdeckung und Selbstorientierung zu nutzen. In mehreren Experimenten wurden fünf sowie drei Monate alte Kinder in der Weise auf ein Stühlchen gesetzt, daß sie ihre Beine frei bewegen und sich gleichzeitig in zwei Monitoren beobachten konnten. Auf einem Monitor konnten die Kinder ihre Beinbewegungen sehen. Sie bekamen also einen visuellen Reiz, der vollkommen mit ihren eigenen (Re-)Aktionen kontingent war. Auf dem anderen Monitor sahen die Kinder eine frühere Aufzeichnung eigener Beinbewegungen, die dementsprechend mit ihren aktuellen Beinbewegungen nicht kontingent war. Fünf Monate alte Kinder reagierten ganz offensichtlich unterschiedlich auf die zwei Monitoren und betrachteten das nicht kontingente Bild signifikant länger. In weiteren Untersuchungen zur Frage, worauf sie ihren Blick länger und ausgiebiger richteten (Lewis u. Brooks-Gunn 1979; Papousek u. Papousek 1974; Rochat u. Morgan 1995; Schmuckler 1996), wurde Kindern ihr eigenes Bild präsentiert mit dem sich zwar bewegenden, aber nicht kontingente Bild eines anderen Kleinkindes, und es zeigte sich, daß vier bis fünf Monate alte Kinder ihr eigenes Selbst von anderen auf der Grundlage von Reizreaktionskontingenzen unterschieden und lieber das Nicht-Selbst fixierten. Bemerkenswerterweise fanden Bahrck und Watson (1985), daß die Präferenz von drei Monate alten Kindern in signifikanter Weise zweigeteilt war: eine Teilgruppe präferierte das perfekt kontingente Bild, während die andere Teilgruppe das nicht kontingente präferierte. Watson (1994) stellte ferner die Hypothese auf, daß Kinder aufgrund von Reifungsfaktoren etwa um den dritten Lebensmonat ihre Präferenz »ändern« und hohe, wenn auch *nicht perfekte (soziale) Kontingenzgrade* bevorzugen, wie sie sich in der Regel in der Interaktion mit auf die Kinder eingestimmten Bindungspersonen finden, die auf die affektiv-kommunikativen Ausdrucksformen der Kinder eingehen. Dieser Reifungsschritt hat die Funktion, die Aufmerksamkeit des Kindes von der Selbstexploration (perfekte Kontingenz) auf die *Exploration und Repräsentation der Umwelt zu lenken*, d. h. auf das notwendigerweise bei weitem nicht perfekt kontingente Reaktionsverhalten der Eltern. Ein bemerkenswertes

Untersuchungsergebnis aus dem Labor Gergelys unterstreicht die Bedeutung dieser Auffassung. Watson leitete von dem im Alter von drei Monaten beobachtbaren Wechsel der Aufmerksamkeit zu sozialer Kontingenz eine beeindruckende Theorie über die Entstehung des Autismus ab und behauptete, daß die Interaktionsprobleme von autistischen Kindern darauf zurückzuführen seien, daß dieser Wechsel nicht wirklich vollzogen worden ist. Die Hypothese wurde in Gergelys Laboratorium experimentell geprüft. Dabei imitierte der Experimentator, wie die Versuchspersonen den Bewegungen eines kleinen Balles folgten. Die Versuchspersonen konnten entweder ihre eigenen Bewegungen oder jene des Experimentators auf dem Bildschirm beobachten. Autistische Personen bevorzugten es eindeutig, ausschließlich ihre eigenen Bewegungen zu beobachten. Eine nach Alter und IQ parallelisierte Kontrollgruppe schaute dagegen bevorzugt auf jenen Monitor, auf dem der Experimentator zu sehen war, der ihre eigenen Suchbewegungen »nachahmte« (»annähernd, aber nicht voll übereinstimmend«).

Affektspiegelung durch die Eltern: Die Regulation emotionaler Verfassungen und deren Regulation

Weshalb das Spiegeln negativer Gefühle zur Affektregulation beiträgt

Es scheint zunächst paradox, daß die negative Gefühlsverfassung eines Babys ab-, nicht dagegen zunimmt, wenn Eltern den Gefühlsausdruck des Kindes reflektieren und einen negativen Affekt zeigen.

Bei der Beobachtung von Eltern, die ihre Kinder beruhigen, findet sich, daß die Eltern den negativen Gefühlsausdruck des Kindes nicht fortdauernd spiegeln. Vielmehr schließen sie sich mit ihrem spiegelnden empathischen Gesichtsausdruck jeweils für kurze Augenblicke der Mimik des Kindes an, lassen dann aber Pausen entstehen, bevor sie erneut spiegeln.

Die Erfahrung des Kindes, daß es tatsächlich die affektspiegelnde Mimik der Eltern bewirken und kontrollieren kann, führt ebenfalls zur Affektregulation. Es hat sich gezeigt, daß sich Kleinkinder in positiver Weise bei der Entdeckung erregen, die Kontingenz in hohem Maße kontrollieren zu können (Watson 1972, 1994). Dabei erfährt das Kind, wie seine emotionale Verfassung reguliert wird, und erlebt dies als aktive Kontrolle. Es macht in solchen Situationen eine doppelte Erfahrung: Einerseits erlebt es seine Wirksamkeit und Macht, indem es den Spiegelungsprozeß beim Erwachsenen hervorrufen kann, der gleichzeitig eine externalisierte Version des eigenen Affekts darstellt; andererseits registriert es bei sich die daraus abge-

leitete positive Modifikation seiner eigenen negativen affektiven Verfassung. Mit anderen Worten heißt dies, daß die affektregulierenden spiegelnden Interaktionen mit hoher Wahrscheinlichkeit die ursprünglichen Protosituationen sind, in denen das Kleinkind über den Weg der Externalisierung seiner inneren emotionalen Verfassung lernt, seine affektiven Impulse zu regulieren. Möglicherweise entspricht das Gefühl kindlicher Allmacht dem Gefühl, etwas bewirken und kontrollieren zu können. Diese Entdeckung macht das Kleinkind im Rahmen adaptiver Spiegelungsprozesse.

Weshalb wird der von den Eltern gespiegelte Affekt nicht mit deren eigenem Affekt verwechselt?

Wie lernt das Baby, daß der Gefühlsausdruck, den es offenbar kontrollieren kann, eher sein eigenes Gefühl wiederspiegelt als das der Elternfigur, die es doch offenbar zum Ausdruck bringt? In seinem grundlegenden Aufsatz über die Spiegelfunktion der Mutter hatte Winnicott (1967) behauptet, daß das kleine Kind sich selbst im Gesicht der Mutter sieht, wenn es die Mutter ansieht, die es ansieht. Die Behauptung begründet Winnicott damit, daß der Gesichtsausdruck der Mutter beim Anblick des Kindes einen unmittelbaren Zusammenhang hat mit dem, was sie sieht. Welches sind die Affekte beim Spiegelungsvorgang, die es dem Kind erlauben, *das spiegeln-de Gesicht als Reflexion seiner eigenen Verfassung zu interpretieren?*

Das reflektierte Gefühl wird nicht fälschlicherweise der Elternperson attribuiert, weil die Eltern instinktiv ihren spiegelnden Affektausdruck »markieren«, um sie von ihrem eigenen tatsächlichen Gefühl zu unterscheiden (vgl. Gergely 1995 a, b, 2000). In der Regel geschieht dies dadurch, daß sie ihre eigenen Gefühle in übertriebener Weise zum Ausdruck bringen, vergleichbar dem mimisch hervorgehobenen, markierten, Gefühlsausdruck, der typischerweise im »Als-ob«-Spiel gezeigt wird. Trotzdem ist der markierte Affektausdruck dem üblicherweise von der Elternperson gezeigten Emotionsausdruck so verwandt, daß das Kind die Emotion erkennen kann. Unsere Hypothese ist, daß die Markiertheit des gezeigten Gefühls verhindert, daß das Kind das gezeigte Gefühl der Elternfigur zuschreibt.

Wir nennen diesen Vorgang »referentielle Entkoppelung«, denn der wahrgenommene Emotionsausdruck ist im Rahmen der Interpretation des markierten Affektausdrucks von seinem üblichen Referenten, d. h. der gefühlsmäßigen Verfassung der Elternperson, entkoppelt. Der Ausdruck der Mutter entschärft das Gefühl des Kindes in der Weise, daß es sich nunmehr

852 Peter Fonagy und Mary Target

vom primären Gefühlszustand deutlich abgrenzt und unterscheidet. Entscheidend ist, daß es nicht als Erfahrung der Mutter identifiziert wird, sondern als Organisator eines Selbstzustandes. Auf dieser »Intersubjektivität« beruht die grundlegende und enge Verbindung zwischen Bindung und Selbstregulation. Wird ein Kind einem tatsächlich ärgerlichen Gefühlsausdruck ausgesetzt, kommt es typischerweise zu negativen emotionalen Reaktionen und auch zu negativen Reaktionen im Verhalten. Sieht es sich dagegen einem markierten, Ärger spiegelnden Ausdruck gegenüber, dann wird das Kind mit hoher Wahrscheinlichkeit eine positive Erfahrung machen, indem es nämlich erfolgreiche Affektregulation erlebt.

Bestimmte Aspekte von Bions Auffassung der mütterlichen Containerfunktion (Bion 1962 b), wonach die Mutter die negativen Inhalte, die das Kind auf sie projiziert, in sich aufbewahrt und wieder zurückgibt (Grinberg, Sor u. Bianchedi 1977), entsprechen dem beschriebenen Vorgang. Nach Bion transformiert die Mutter mit ihrer Fähigkeit zur Tagträumerei die unangenehmen Empfindungen und verschafft dem Kind Erleichterung, das dann den abgemilderten und modifizierten Affekt wieder in sich aufnimmt. Mütterliches Containment, Transformation und Re-präsentation der negativen inneren Verfassungen des Babys sind notwendig, damit das Kind seine eigene Erfahrung reflektieren und durcharbeiten kann bzw., wie Bion sagt, seine eigenen Gedanken denken und seine eigenen Gefühle fühlen kann. Bions Vorstellungen können in der Begrifflichkeit des hier vorgelegten Modells interpretiert werden: Sie beziehen sich zum einen auf die Fähigkeit der Mutter, den negativen Affekt des Kindes dadurch zu modulieren, daß sie einen kontingenten und markierten Gefühlsausdruck reflektiert; zum anderen auf die daraus resultierende sekundäre Repräsentation der primären emotionalen Verfassung des Kindes durch die Introjektion der markierten und entkoppelten mütterlichen Affektausdrucksreflexionen.

Spiegelung und die Repräsentation des konstitutionellen Selbst

Die behavioralen Transformationen, die den markierten Ausdruck vom tatsächlichen unterscheiden, laufen schließlich in einem *generalisierten kommunikativen Code* zusammen, der erstens assoziiert wird mit referentieller Entkoppelung des zum Ausdruck gebrachten Inhalts von der Person, die den Ausdruck zeigt. Zweitens verankert dieser Code den zum Ausdruck gebrachten Inhalt referentiell in einer anderen Person als jener, die das Gefühl zeigt. Drittens werden die möglichen Konsequenzen der realistischen Version der Emotion aufgehoben (Gergely 1995a, b, 2000).

Die genannten Aspekte sind die zentralen Kennzeichen des »Als-ob«-*Modus der Kommunikation*, wie sie sich im zweiten Lebensjahr allmählich zeigt in der Fähigkeit, »Als-ob«-Spiele zu begreifen und selbst zu initiieren (vgl. Fonagy u. Target 1996; Leslie 1987, 1994).

Es sind drei Dinge, die diesen Modus von der entsprechenden realistischen Emotion unterscheiden, nämlich erstens die Markierung im spiegelnden Ausdruck, zweitens das Ausbleiben der sonst üblichen möglichen Konsequenzen und drittens die Entsprechung zu dem affektiven Verhalten des Babys. Unsere Hypothese ist daher, daß das Kleinkind dafür eine *eigene Repräsentation* entwickelt. Diese Repräsentation hat assoziative Verbindungen zu den primären affektiven Verfassungen des Babys. Deshalb fungiert die Spiegelfunktion der Elternfigur als *sekundäre repräsentationale Struktur*, und sie wird jedesmal assoziativ aktiviert, wenn im Kind die einer aktuellen emotionalen Verfassung entsprechenden Schlüssel aktiviert werden. Einmal etabliert, wird beim Auftauchen einer Emotion danach automatisch diese »protosymbolische« sekundäre emotionale Repräsentation in der Wahrnehmung des Babys aktiviert, was das Kind befähigt, die jeweilige emotionale Verfassung sich selbst zuzuschreiben.

Repräsentationale Umschreibung: Die sekundäre Repräsentation von Angst

Um ein Beispiel zu geben: Wie bei jeder anderen Emotion gilt auch für Angst, daß sie vom Kind anfangs als irritierende Mischung aus physiologischen Veränderungen, Vorstellungen und Verhalten erlebt wird. Spiegelt die Mutter die Angst des Kindes, dann organisiert dies die Erfahrung des Kindes, und es »weiß« nunmehr, was es fühlt. Die mütterliche Repräsentation des kindlichen Affekts wird internalisiert und damit zur höherrangigen Repräsentation der eigenen Erfahrungen des Kindes. Bildet die Mutter in ihrem Spiegelungsprozeß einfach nur ab, was sie beim Kind sieht, dann verliert dieser Spiegelungsprozeß sein symbolisches Potential, und die Spiegelung kann selbst zu einer Quelle der Angst werden. Bleibt das Spiegeln aus oder vermischt es sich mit der eigenen Angst der Mutter, dann wird der Prozeß der Entwicklung des Selbst tiefgreifend gestört. Anzunehmen ist, daß Menschen, die Angstsymptome unmittelbar mit Katastrophen assoziieren (z. B. einer Herzattacke, Todesdrohung etc.), Metarepräsentationen ihrer primären emotionalen Reaktionen haben, die die Intensität der Angst nicht wirksam über den Weg der Symbolisierung containen. Das ist möglicherweise darauf zurückzuführen, daß das ursprüngliche Spiegeln durch die Bezugsperson zu genau mit den Emotionen des Kindes übereinstimmte.

Der hier hypothetisch geschilderte Prozeß der Etablierung sekundärer Repräsentationen kann als Spezialfall dessen aufgefaßt werden, was Annette Karmiloff-Smith (1992) mit »repräsentationaler Umschreibung« bezeichnet hat. Ihr zufolge hat der menschliche Geist die Fähigkeit, die in nicht bewußten automatischen prozeduralen Routinen verankerte implizite strukturelle Information aufzunehmen und in expliziter und kognitiv zugänglicher Form zu repräsentieren. Während Karmiloff-Smiths Theorie einen angeborenen endogenen Erkenntnistrieb postuliert, der diesen Selbstentdeckungsprozeß des Geistes bewirkt, identifizieren wir mit unserem Modell des sozialen Biofeedbacks die reflektiven Externalisierungen, die von anderen bereitgestellt werden und die Basis dafür liefern, nicht bewußte primäre Repräsentationen zu re-präsentieren. Während der Kleinkindzeit sind die kontingenten Antworten der Bindungsperson deshalb weit mehr als bloße Rückversicherungen, daß jemand da ist und schützt. Sie sind vielmehr die Voraussetzung dafür, daß die eigenen emotionalen Verfassungen als solche erkannt werden. Das ist ein Zwischenschritt auf dem Weg, auch andere Personen als psychische Wesen zu verstehen und Intentionen zu entwickeln. Wir glauben, daß Beziehungsanalytiker – wie z. B. der verstorbene Stephen Mitchell (1997) – bei der Beschreibung der Intersubjektivität im Kontext von Therapie auf diese Mechanismen anspielen.

In einer unserer Untersuchungen konnten wir zeigen, daß anhand von Einschätzungen des emotionalen Ausdrucks in der Mimik von Müttern vorhergesagt werden konnte, ob es gelingen würde, ein bekümmertes sechs Monate altes Kind rasch zu beruhigen. Die Mütter jener Kinder, die schnell beruhigt werden konnten, zeigten etwas mehr Angst, etwas weniger Freude, aber in der Regel gleichzeitig zusätzlich ein ganzes Spektrum anderer Affekte als Angst und Trauer. Durchschnittlich zeigten sie weit mehr verschiedene affektive Verfassungen, z. B. auch komplexe Affekte, in denen Ironie und Trauer oder Furcht und Skeptizismus kombiniert waren. Die Ergebnisse können als Beleg für Gergely und Watsons Auffassung gewertet werden, daß das Gesicht der Mutter eine sekundäre Repräsentation der Erfahrungen des Kindes ist: Genau dasselbe und doch nicht dasselbe. Andere Autoren (Malatesta u. Izard 1984) haben darüber hinaus festgestellt, daß die mütterlichen Reaktionen auf negative Affekte auch Ausdrucksverhalten einschließen, das den negativen Affekt ad absurdum führt bzw. ins Spielerische überführt.

In weiteren Studien, die von Gergely und Mitarbeitern in Budapest und in unserem Laboratorium in London durchgeführt und in Topeka, Kansas, repliziert wurden, wurde ein neues Spiegelungsparadigma im Zusammen-

hang mit der »still-face«-Situation untersucht (Koös, Gergely, Gervai u. Tóth 2000). In einer dieser Studien konnte man bei 6,5 Monate alten Kindern in einem modifizierten »still-face«-Paradigma die im Alter von zwölf Monaten zu erwartende Bindungsklassifikation vorhersagen, insbesondere die Klassifikationen »sicher« und »desorganisiert« (Koös et al. 2000). Entsprechend dem »still-face«-Protokoll sitzt die Mutter vor einem Spiegel. Das Kind kann nun wählen, ob es das Gesicht der Mutter im Spiegel betrachtet oder sein eigenes Bild in einem anderen Spiegel, also ein perfekt kontingentes Bild. Jene Kinder, die sechs Monate später als »sicher gebunden« klassifiziert wurden, betrachteten nur dann ihr eigenes Spiegelbild, wenn ihre Mutter kurzfristig unerreichbar (still-face) war. Im Gegensatz dazu schauten jene Babys, die sechs Monate später in der Bindungsklassifikation als »desorganisiert« eingeschätzt wurden, während der gesamten Testsituation ihr eigenes Spiegelbild an. In der Studie von Koös et al. wurde des weiteren gezeigt, daß die Kinder, die nach der »still-face«-Phase länger ihr eigenes Spiegelbild betrachteten und die Kontingenz prüften, positivere Affekte zeigten. Scheinbar zeigten demnach die desorganisierten Kinder erfolgreichere Affektregulation als die sicheren. Wenn es darum geht, innere Verfassungen zu identifizieren, wird allerdings die Suche nach perfekter Kontingenz im Kontext von Interaktionen langfristig nur begrenzt nützlich sein. Möglicherweise liegt hier die Wurzel dissoziativer Prozesse, die für desorganisierte Bindung typisch sind.

Pathologische Verfassungen und Affektspiegelung

Spiegelung ohne Markierung

Kongruente Affektspiegelung ohne erkennbare Markierung führt zu signifikanten Entwicklungsproblemen, wie man sie im Spektrum der Borderline-Störungen findet. Man kann vorhersagen, daß Mütter, die aufgrund einer Emotionsregulationsschwierigkeit von den negativen Affekten ihrer Kleinkinder überwältigt werden, ein solches Muster der Spiegelung zeigen. Konfrontiert mit dem Kummer ihrer Kinder, neigen sie dazu, denselben Affekt zum Ausdruck zu bringen, allerdings auf realistische und nicht markierte Art und Weise. Weil der Affektausdruck nicht hervorgehoben ist, wird er nicht von der Pflegeperson entkoppelt, sondern als das tatsächliche Gefühl der Elternfigur erlebt. Das Kind wird seine eigene Gefühlsreaktion als noch gefährlicher und destruktiver erleben, weil sie auch noch ansteckend zu sein scheint. Der nicht markierte Gefühlsausdruck wird nicht erlebt als etwas, was sich auf die Erfahrung des Kindes

bezieht. Folglich entwickelt sich keine sekundäre Repräsentation der primären emotionalen Verfassung des Babys, und das führt in der Konsequenz zu einem entsprechenden Defizit in der Selbstwahrnehmung und der Selbstkontrolle von Affekten. Unter dem Gesichtspunkt der Errichtung von Grenzen des Selbst ist noch gravierender, daß das Kind seinen negativen Affekt, den es der spiegelnden Elternfigur zuschreibt, als »da draußen« erlebt, als Affekt des anderen, und nicht als eigenen Affekt. Kurzfristig führt die Wahrnehmung eines entsprechenden negativen Gefühls in der Elternfigur nicht zu einer regulativen Abmilderung, sondern zu einer Eskalation der negativen Verfassung des Babys und damit potentiell zu einer Traumatisierung statt zu Containment. Eine solche Konstellation entspricht dem, was klinisch als *projektive Identifikation* und als häufig bei Borderline-Persönlichkeitsstörungen anzutreffende Abwehr beschrieben ist (Kernberg 1985, 1988; Kernberg, Selzer, Koenigsberg, Carr u. Appelbaum 1989). Wiederholte Erfahrungen mit kongruenter, aber nicht markierter Affektspiegelung im Kleinkindalter spielen insofern möglicherweise eine wichtige Rolle für die Entwicklung projektiver Identifikationen, die in der Genese der Borderline-Persönlichkeit die emotionale Erfahrung entscheidend prägen.

Markierte, aber inkongruente Spiegelung: Das »falsche Selbst«

Möglicherweise entsteht ein zweiter Typ abweichender Spiegelungsstruktur, wenn Eltern zwar markiert, aber inkongruent spiegeln. Dieser Typ stellt die Verbindung zwischen unserem Modell und Winnicotts Konzept vom »falschen Selbst« her. Nach Winnicott (1960a) kann es negative Auswirkungen haben, wenn die Pflegeperson die Gedanken und Gefühle des Kleinkinds nicht versteht und deshalb dem Kind seine eigenen intentionalen Verfassungen spiegelt und damit dessen Ausdrucksverhalten entwertet und die Allmachtsillusion behindert. Geschieht dies wiederholt, können sich nach Winnicott beim Kind mehrere Reaktionen einstellen: Das Selbst kann überwältigt werden; es kann Angst entwickeln, weil es entsprechende Auswirkungen schon vorwegnimmt; es kann sein, daß es sich selbst nur wahrnimmt, wenn es sich oppositionell zu solchen Auswirkungen verhält; und schließlich kann es sich fügen und sein eigenes Ausdrucksverhalten verbergen und damit seine eigenen Fähigkeiten torpedieren. Für den letzteren Fall nahm Winnicott an, daß das Selbst die Welt der Pflegeperson nur noch nachahmt, resigniert, eigenes kreatives Ausdrucksverhalten zurückstellt und möglicherweise sogar vergißt, daß es so etwas je gegeben hat. Nach Winnicott bezieht sich ein solches Kind in angepaß-

ter Weise auf das Ausdrucksverhalten der Pflegeperson, als wäre es sein eigenes, und diese angepaßte Haltung bildet die Wurzel des »falschen Selbst«. Berücksichtigt man Winnicotts Charakterisierungen des »wahren Selbst«, dann ergibt sich, daß sich das »falsche Selbst« als Mangel an Spontaneität und Originalität offenbart. Leitet man die Entstehung der Struktur eines »falschen Selbst« so ab, wird verständlich, daß solche Personen sich später gezielt Abhängigkeitsbeziehungen suchen, um die Situation der angepaßten Unterwerfung wieder herzustellen und damit ein Gefühl für ihre eigene Existenz erfahren zu können. Winnicott beschrieb darüber hinaus jenes Selbst, das zwar real erscheint, tatsächlich aber auf der Identifikation mit frühen Objekten basiert und deshalb nichts spezifisch Eigenes hat.

In den Reaktionen der Pflegeperson auf spezifische Aspekte des Selbst mag es Unausgewogenheit geben (Pines 1982). Man mag dabei an ein Kleinkind denken, dessen erotisch gefärbte Erregung beim Körperkontakt mit der Mutter bei dieser Angst und abgewehrten Ärger auslöst, weil sie selbst bezüglich körperlicher Zärtlichkeit innere Konflikte hat. Möglicherweise projiziert die Mutter ihre emotionale Abwehrreaktion auf das Kind und interpretiert deshalb in Verzerrung der Wirklichkeit die libidinöse Erregung des Kindes als Aggression. Den mißverstandenen Affekt des Kindes versucht sie dann zu modulieren, indem sie einen *aggressiven* Gefühlsausdruck markiert spiegelt. Weil er hervorgehoben ist, wird er von der Elternfigur entkoppelt. Weil er einen ausreichend hohen Grad an Kontingenz mit der (falsch eingeschätzten) affektiven Verfassung des Kindes hat, wird das Kind den gespiegelten Affektausdruck mit seiner eigenen primären emotionalen Verfassung verknüpfen. Weil der gespiegelte Affekt jedoch kategorial nicht mit der tatsächlichen affektiven Verfassung des Kindes übereinstimmt, kommt es zu einer Verzerrung der sekundären Repräsentation seiner primären emotionalen Verfassung. Das Kind wird deshalb ein seiner eigenen (primären) emotionalen Verfassung inkongruentes Informationsspektrum attribuieren und damit eine verzerrte Wahrnehmung seines Selbst entwickeln. Markierte, aber kategorial verzerrte und inkongruente Spiegelung von Affekten kann deshalb zu pathologisch *verzerrten Selbstrepräsentationen* führen.

Winnicott beschrieb, wie das »falsche Selbst« sich gelegentlich ganz real aufspielen und bei anderen einen entsprechenden Eindruck hervorrufen kann, allerdings mechanisch und ohne genuine Verknüpfungen zwischen inneren Verfassungen und Handeln. Ein Selbst, dessen Wesen nicht anerkannt worden ist, ist ein leeres Selbst. Die Leere spiegelt die Aktivierung sekundärer Repräsentationen, denen die entsprechenden Verbindungen

zur affektiven Aktivierung innerhalb des Selbst abgehen. Emotionale Erfahrungen bleiben bedeutungslos. Der Betreffende hält möglicherweise Ausschau nach starken anderen, mit denen er verschmelzen kann oder nach exogen induzierten physischen Erfahrungen von Erregung (z. B. durch Drogen), um das Vakuum mit geborgter Kraft und geborgten Idealen aufzufüllen. Erst wenn er, insbesondere in engen Beziehungen, herausgefordert wird und als ganze Person spontan reagieren soll, kommen die Grenzen zum Vorschein.

Schlußfolgerung

Die Spiegelung des emotionalen Ausdrucksverhaltens von Kleinkindern durch die Eltern scheint ein einzigartiges instinktives Verhalten von Menschen zu sein. Sowohl in der akademischen als auch in der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie ist ihm seit langem eine zentrale Rolle für die frühe psychische Entwicklung zuerkannt worden. Unsere Kernthese ist, daß die Pflegeperson dem Kind eine Art natürlichen Biofeedback-Sensibilitätstrainings zukommen läßt, wenn sie in einer markierten, übertriebenen Form auf das emotionale Ausdrucksverhalten des Kindes reagiert. Das Baby hat eine ausgeprägte Fähigkeit, Kontingenzbeziehungen zwischen Reaktion und Reizereignis zu entdecken und zu analysieren. Im Effekt führt dies zu vier entscheidenden Entwicklungsschritten: (1) Beliebige emotionale Verfassungen organisieren sich zu bedeutungsvollen Gruppierungen von Affekten; (2) sekundäre Repräsentationen von affektiven Verfassungen entstehen und fungieren als Grundsteine zur Affektkontrolle und zur Mentalisierung von Affekten; (3) negative Affekte werden reguliert (a) durch die Entdeckung des Kleinkinds, in hohem Maße kontingente Kontrolle über die Reaktionen der Pflegeperson zu haben, was das Kleinkind positiv erregt und ihm ein Gefühl kausaler Effizienz gibt; (b) durch angenehme Veränderungen in ihren affektiven Verfassungen, die durch affektmodulierende Beruhigungsaktionen von Elternfiguren herbeigeführt werden; (c) durch die Kontrolle, die sie über das spiegelnde Ausdrucksverhalten ihrer Eltern haben und die dadurch bewirkte positive Veränderung ihrer affektiven Verfassung, was dazu führt, daß sie ihr Selbst als aktiv selbstregulierend erleben; (d) durch die Errichtung von sekundären Repräsentationen affektiver Verfassungen, womit die Voraussetzungen für Affektregulation und Impulskontrolle geschaffen sind. Schließlich erwirbt das Kind (4) durch Internalisierung der »markierten« sekundären Repräsentationen, die mit primären Selbstverfassungen assoziiert sind, einen verallgemeinerten kommunikativen Code von markiertem Ausdrucksverhal-

ten, das durch die repräsentationalen Funktionen referentieller Entkopplung, referentieller Verankerung und den Aufschub realer Konsequenzen charakterisiert ist. Dies schafft einen neuen »Als-ob«-Modus der Mentalisierung und der Kommunikation über affektive Verfassungen, der dem Kleinkind wirksame repräsentationale Mittel zur emotionalen Selbstkontrolle und zum emotionalen Ausdruck an die Hand gibt.

Anschrift der Verf.: Prof. Peter Fonagy, Psychoanalysis Unit, University College London, Gower Street, GB-London WC1E 6BT. E-Mail: p.fonagy@ucl.ac.uk

Aus dem Englischen von Friedemann Pfäfflin, Ulm

BIBLIOGRAPHIE

- Ainsworth, M., et al. (1978): Patterns of Attachment: A Psychological Study of the Strange Situation. Hillsdale (Erlbaum).
- Astington, J., et al. (1988): Developing Theories of Mind. New York (Cambridge UP).
- Baron-Cohen, S., et al. (1993): Understanding Other Minds: Perspectives from Autism. Oxford (Oxford UP).
- (Hg.) (2000): Understanding Other Minds: Perspectives from Autism and Developmental Cognitive Neuroscience. Oxford (Oxford UP).
- Bates, E., et al. (1979): Cognition and communication from 9—13 months: correlational findings. In: Ders. (Hg.): The Emergence of Symbols: Cognition and Communication in Infancy. New York (Academic Pr.).
- Beebe, B., u. F.M. Lachuran (1988): The contribution of mother-infant mutual influence to the origins of self-and-object representations. *Psychoanal Psychol* 5, 305–337.
- , et al. (1992): A dyadic systems view of communication. In: N. Skolnick u. S. Warshaw (Hg.): Relational Perspectives in Psychoanalysis. Hillsdale (Analytic Pr.), 61–82.
- Bigelow, A.E., u. C. DeCoste (eingereicht): Infants' sensitivity to contingency in social interactions with familiar and unfamiliar partners.
- Bion, W.R. (1962a): Lernen durch Erfahrung. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1997.
- (1962b): Eine Theorie des Denkens. In: E.B. Spillius (1988) (Hg.): Melanie Klein heute, Bd. 1. Stuttgart (Verl. Intern. Psychoanal.) 1990, 225–235.
- Bower, T.G.R. (1982): Development in Infancy. San Francisco (Freeman & Co.).
- Bowlby, J. (1969): Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung. Frankfurt/M. (Fischer) 1986.
- Brazelton, T., et al. (1974): The origins of reciprocity: the early mother-infant interaction. In: M. Lewis u. L. Rosenblum (Hg.): The Effect of the Infant on Its Caregivers. New York (John Wiley), 49–76.
- Brentano, F. (1874): Psychologie vom empirischen Standpunkte. Leipzig (Duncker & Humblot).
- Bretherton, I., u. E. Bates (1979): The emergence of intentional communication. In: I.C. Ugiri (Hg.): Social Interaction and Communication during Infancy. San Francisco (Jossey Bass).
- Campos, J., u. C.R. Stenberg (1981): Perception, appraisal and emotion: the onset of social referencing. In: M.E. Lamb u. L.R. Sherrod (Hg.): Infant Social Cognition. Hillsdale (Erlbaum), 273–314.
- Carpenter, M., et al. (1998): Social Cognition, Joint Attention, and Communicative Competence from 9 to 15 Months of Age. Chicago (Univ. Chicago Pr.).
- Darwin, C. (1872): Der Ausdruck der Gefühle bei Mensch und Tier. Tübingen (Katzmann) 1966.

- Dennett, D. (1987): *The Intentional Stance*. Cambridge (MIT Press).
- u. J.C. Haugeland (1987): *Intentionality*. In: R.L. Gregory (Hg.): *The Oxford Companion to the Mind*. Oxford (Oxford UP).
- Ekman, P. (1992): Facial expressions of emotion: new findings, new questions. *Psychol Sci* 3, 34—38.
- u. H. Oster (1979): Facial expressions of emotions. *Ann Rev Psychol* 30, 527—554.
- , et al. (1972): *Gesichtssprache: Wege zur Objektivierung menschlicher Emotionen*. Wien (Böhlau) 1974.
- (1983): Autonomic nervous system activity distinguishes between emotions. *Science* 221, 1208—1210.
- Emde, R.N. (1988): Die endliche und unendliche Entwicklung. *Psyche — Z Psychoanal* 45, 1991, 745-779 u. 890-913.
- Field, T. (1994): *The Effects of Mother's Physical and Emotional Unavailability an Emotion Regulation*. Chicago (Univ. Chicago Pr.).
- Fodor, J. (1987): *Psychosemantics*. Cambridge (MIT Press).
- (1992): A theory of the child's theory of mind. *Cognition* 44, 283—296.
- Fonagy, P., u. M. Target (1995): Towards understanding violence: The use of the body and the role of the Tather. *Int J Psychoanal* 76, 487—502.
- (1996): Mit der Realität spielen. Zur Doppelgesichtigkeit psychischer Realität von Borderline-Patienten. *Psyche — Z Psychoanal* 55, 2001, 961—995.
- Gergely, G. (1992): Developmental reconstructions: Infancy from the point of view of psychoanalysis and developmental psychology. *Psychoanal Cont Thought* 14, 3—55.
- (1995a): The role of parental mirroring of affects in early psychic structuration. Vortrag vor der 5. IPA Conference on Psychoanalytic Research, London.
- (1995b): The social construction of self-awareness and first-person authority. Vortrag vor der 12. SRCD Conference, Indianapolis.
- (2000): Ein neuer Zugang zu Margaret Mahler: normaler Autismus, Symbiose, Spaltung und libidinöse Objekt Konstanz aus der Perspektive der kognitiven Entwicklungstheorie. *Psyche — Z Psychoanal* 56, 2002, 809—838.
- , u. J. Watson (1996): The social biofeedback model of parental affect-mirroring. *Int J Psychoanal* 77, 1181—1212.
- (1999): Early social-emotional development: Contingency perception and the social biofeedback model. In: P. Rochat (Hg.): *Early Social Cognition: Understanding Others in the First Months of Life*. Hillsdale (Erlbaum), 101—137.
- Grinberg, L., et al. (1977): *Introduction to the Work of Bion*. New York (Aronson).
- Hirschfeld, L., u. S. Gelman (1994): *Mapping the Mind: Domain Specificity in Cognition and Culture*. New York (Cambridge UP).
- Hobson, R.P. (1993): *Autism and the Development of Mind*. London (Erlbaum).
- Izard, C.E. (1977): *Die Emotionen des Menschen. Eine Einführung in die Grundlagen der Emotionspsychologie*. Weinheim (Beltz) 1999.
- (1978): Emotions as motivations: an evolutionary-developmental perspective. In: J. Howe (Hg.): *Nebraska Symposium on Motivation*. Lincoln (Univ. Nebraska Pr.), 163—199.
- , u. C.Z. Malatesta (1987): Perspectives on emotional development. In: J.D. Osofsky (Hg.): *Handbook of Infant Development*. New York (Wiley), 494—554.
- Karmiloff-Smith, A. (1992): *Beyond Modularity: A Developmental Perspective on Cognitive Science*. Cambridge (MIT Press).
- Kernberg, O.F. (1985): Neurosis, psychosis and the borderline states. In: H.I. Kaplan u. B.J. Saddock (Hg.): *Comprehensive Textbook of Psychiatry*. Baltimore (Williams & Wilkins), 621—630.
- (1988): Psychic structure and structural change: an ego psychology-object relations theory viewpoint. *J Am Psychoanal Ass (Suppl.)*, 315—337.
- , et al. (1989): *Psychodynamische Therapie bei Borderline-Patienten*. Bern (Huber) 1998.
- Kernberg, P.F. (1984): *Reflections in the Mirror: Mother-Child Interactions, Self-Awareness, and Self-Recognition*. New York (Basic Books).
- Klanner, M.D., et al. (1983): Emotions as behavior regulations: social referencing in infancy. In: R. Plutchik u. H. Kellerman (Hg.): *Emotion: Theory, Research, and Experience*. New York (Academic Pr.).
- Kohut, H. (1971): *Narzißmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen*. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1979.
- (1977): *Die Heilung des Selbst*. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1981.
- Koós, O., et al. (2000): The role of infant-generated stimulus contingencies in affect regulation and the development of attachment security. Vortrag vor der 12. Biennial International Conference on Infant Studies (ICIS), Brighton.
- Leslie, A.M. (1987): Pretense and representation: the origins of »Theory of Mind«. *Psychol Rev* 94, 412—426.
- (1994): TOMM, ToBy, and agency: core architecture and domain specificity. In: L. Hirschfeld u. S. Gelman (Hg.), 119—148.
- Mahler, M., u. J.B. McDevitt (1982): Thoughts on the emergence of the sense of self, with particular emphasis on the body seif. *J Am Psychoanal Ass* 30, 827—848.
- Mahler, M.S., F. Pine u. A. Bergman (1975): *Die psychische Geburt des Menschen. Symbiose und Individuation*. Frankfurt/M. (Fischer) 1985.
- Malatesta, C.Z., u. C.E. Izard (1984): The ontogenesis of human social signals: from biological imperative to symbol utilization. In: N.A. Fox u. R.J. Davison (Hg.): *The Psychobiology of Affective Development*. Hillsdale (Erlbaum), 161,206.
- Malatesta, C.Z., et al. (1989): *The Development of Emotion Expression during the first two Years of Life*. Chicago (Univ. Chicago Pr.).
- Meltzoff, A.N. (1990): Foundations for developing a concept of seif: the role of imitation in relating seif to other and the value of social mirroring, social modeling and seif practice in infancy. In: D. Cicchetti u. M. Beeghly (Hg.): *The Seif in Transition: Infancy to Childhood*. Chicago (Univ. Chicago Pr.).
- , u. A. Gopnik (1993): The role of imitation in understanding persons and developing a theory of mind. In: S. Baron-Cohen et al. (Hg.), 335—366.
- Mitchell, S. A. (1997): *Influence and Autonomy in Psychoanalysis*. Hillsdale (Analytic Pr.).
- Moore, C., u. V. Corkum (1994): Social understanding at the end of the first year of life. *Dev Rev* 14, 349—372.
- Morton, J., u.U. Frith (1995): Causal modeling: a structural approach to developmental psychology. In: D. Cicchetti u. D.J. Cohen (Hg.): *Developmental Psychopathology, Bd. 1: Theory and Methods*. New York (Johlt Wiley), 357—390.
- Murphy, C.M., u. D.J. Messer (1977): Mothers, infants and pointing: a study of a gesture. In: H.R. Schaffer (Hg.): *Studies in Mother-Infant Interaction*. London (Academic Pr.).
- Murray, L., u. C. Trevarthen (1985): Emotional regulation of interactions between two-month-olds and their mothers. In: T.M. Field u. N.A. Fox (Hg.): *Social Perception in Infants*. Norwood (Ablex).
- Nadel, J., et al. (1999): Expectations for social contingency in 2-month-olds. *Dev Sci* 2,164—173.
- Papousek, H., u. M. Papousek (1987): Intuitive parenting: a dialectic counterpart to the infant's integrative competence. In: J.D. Osofsky (Hg.): *Handbook of Infant Development*. New York (Wiley), 669—720.
- (1989): Forms and functions of vocal matching in interactions between mothers and their precanonical infants. *First Language* 9, 137—158.
- Perne, J. (1991): *Understanding the Representational Mind*. Cambridge (MIT Press).
- Pines, M. (1982): Reflections on mirroring. *Group Anal* 15 (Suppl.).
- Quine, W.V.O. (1960): *Word and Object*. Cambridge (MIT Press).
- Sander, L.W. (1970): Regulation and organization of behavior in the early infant-caretaker system. In: R. Robinson (Hg.): *Brain and Early Behaviour*. London (Academic Pr.).

- Sroufe, L.A. (1979): Socioemotional development. In: J. Osofsky (Hg.): Handbook of Infant Development. New York (Wiley), 462–516.
- Stern, D.N. (1977): Mutter und Kind, die erste Beziehung. Stuttgart (Klett-Cotta) 1979.
- (1985): Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart (Klett-Cotta) 1992.
- Tomasello, M. (1995): Joint attention as social cognition. In: C. Moore u. P. Dunham (Hg.): Joint Attention: Its Origins and Role in Development. New York (Erlbaum), 103–130.
- (1999): The Cultural Origins of Human Cognition. Cambridge (Harvard UP). Trevarthen, C. (1979): Communication and cooperation in early infancy: a description of primary intersubjectivity. In: M.M. Bullowa (Hg.): Before Speech: The Beginning of Interpersonal Communication. New York (Cambridge UP).
- Tronick, E.Z., u. A.F. Gianino (1986): The transmission of maternal disturbance to the infant. In: Dies. u. T. Field (Hg.): Maternal Depression and Infant Disturbance. San Francisco (Jossey Bass), 5–11.
- , u. J.F. Cohn (1989): Infant-mother face-to-face interaction: age and gender differences in coordination and occurrence of miscoordination. Child Dev 60, 85–92.
- , et al. (1978): The infant's response to entrapment between contradictory messages in face-to-face interaction. J Child Psychiat 17, 1–13.
- (1982): Maternal and infant affective exchange: patterns of adaptation. In: T. Field u. A. Fogel (Hg.): Emotion and Early Interaction. Hillsdale (Erlbaum), 83–100.
- Watson, J.S. (1972): Smiling, cooing, and »the game«. Merrill-Palmer Quart 18, 323–339.
- (1994): Detection of self: The perfect algorithm. In: S. Parker, R. Mitchell u. M. Boccia (Hg.): Self-Awareness in Animals and Humans: Developmental Perspectives. Cambridge (Cambridge UP), 131–149.
- (1995): Self-orientation in early infancy: the general role of contingency and the specific case of reaching to the mouth. In: P. Rochat (Hg.): The Self in Infancy: Theory and Research. Amsterdam (Elsevier), 375–393.
- Wellman, H. (1990): The Child's Theory of Mind. Cambridge (Bradford Books/MIT Pr.).
- Whiten, A. (1991): Natural Theories of Mind. Oxford (Basil Blackwell).
- Winnicott, D.W. (1956): Die antisoziale Tendenz. In: Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse. München (Kindler) 1958.
- (1963a): Moral und Erziehung. In: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Frankfurt/M. (Fischer) 1985.
- (1963b): Die Psychotherapie von Charakterstörungen. In: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Frankfurt/M. (Fischer) 1985.
- (1967): Die Spiegelfunktion von Mutter und Familie in der kindlichen Entwicklung. In: Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart (Klett) 1973, 128–135.

Resume

La reevaluation du developpement de la regulation des affects et le concept du »faux soi« de Winnicott. A partir d'une theorie du biofeedback social, les auteurs conçoivent le rôle central des affects et de la regulation des affects pour le developpement du soi: Des experiences precoces d'attachement et des processus specifiques de reflexion favorisent la regulation affective, la mentalisation et l'auto-developpement, la perception de l'autre et les competences interactionnelles. A la base de resultats empiriques ils montrent comment la reflexion congruente ou non-congruente peut favoriser ou defavoriser la constitution du soi. A la fin ils illustrent la genese de ce que Winnicott a elabore comme »faux soi«.